

Neue schweizerische Lyrik

Autor(en): **Ochsenbein, Wilhelm / Roelli, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur**

Band (Jahr): **6 (1911-1912)**

Heft 9

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-751257>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

schändlich doch; denn er war der geistig höchststehende Deutsche.“ Jetzt vertiefte er sich in seine Werke: „Ich lese jetzt Nietzsche. Ich bin hingerissen von ihm. Es ist selbstverständlich, daß die guten Bier- und Skatdeutschen ihn nicht kennen. Zu empörend!“ Und neun Jahre später schreibt er Elisabeth Förster-Nietzsche diese rührenden Zeilen über die Biographie ihres Bruders: „Während des ganzen Lesens war mir immer ihr großer, großer Bruder gegenwärtig. Und fast wundersam, nein, nicht wundersam: ich fühlte eine intensive Liebe für ihn, die wuchs und wuchs, je mehr ich mich in Ihr Werk hineinlas. Ich sagte mir: wenn ich ihn gekannt hätte in seinen schweren, schwersten Zeiten, wie hätt' ich ihn geliebt, ihn getröstet, ihn aufzumuntern gesucht. Ach bitte: ich Stümper, ich Kleiner, gegenüber dem Großen. Wollen Sie doch, gnädige Frau, ich flehe darum, dies nicht ansehen, wie eine ekelhafte Koketterie der Selbstbescheidenheit. Nein, diese Liebe, diese Treue kam mir, kommt mir aus dem innersten Herzen. Ich hätte ihm ja nichts sein können in seinem unermesslichen Höhenflug. Ich hätte ihm aber treu sein können, dem Verlassenen, dem Einsamen. Ich hätte ihn mit meinem guten Humor — ihm, der selbst so voller Humor war — ein wenig helfen können, ihn immer wieder trösten können: ausharren, ausharren: der Sieg hängt nur noch an Tagen. Das Schicksal wollte es nicht, hat es nicht gewollt.“

In diesen wundervollen Worten lebt der ganze Viliencron, der Seelenverwandte Friedrich Nietzsches, der Lebensbejaher, der Lebensüberwinder, der herzenswarmer, liebenswürdiger, bescheiden-demütiger Freiherr von Poggenfroh, den wir lieben. Wer ihn kennen lernen will, der lese seine Bücher. In ihnen findet er den Menschen Viliencron, den Menschen mit all seinem Leid, mit der wenigen Freude, mit all der Unruhe, mit all seinen Leidenschaften.

Neue schweizerische Lyrik

Seelen = G h e

Liebchen, sieh: aus deiner Seele
Weht's herein in mein Erträumen,
Daß sich Herz und Herz vermähle
Loßt's uns auf zu Himmelsräumen.

Was du lerntest, was du sannest,
Weiter lebt's in meinem Denken;
Auch was du an Geist gewannest
Wird uns neue Früchte schenken.

Flamm' in Flamme, Lipp' an Lippe,
Schwingt sich unser Sein empor,
Bis es vor der Zukunft Krippe
Hinsinkt an des Himmels Tor.

Lezter Wunsch

Gefreit hab' ich dich nicht,
Das ist wohl wahr,
Doch brennt dein Lebenslicht
Mir hell und klar.

Kost dich in dieser Stund'
Des andern Kuß,
Halt' ich dazu den Mund —
Weil ich halt muß!

Das Schicksal ist mal so,
Nimmt's nicht genau —
Werd' deines Lebens froh,
Du schöne Frau!

Gleißendes Gold

Mammon, Mammon, schnöder Mammon,
O, wie bist du zu verachten!

Doch, wenn wir dich hätten, Mammon,
Ach, wie uns die Herzen lachten!

Einerlei ist's, ob wir, Mammon,
Hühner oder Pferde schlachten,
Ob wir Marmor treten, Mammon,
Ob aus Holz die Treppen frachten.

Doch den Freien kannst du, Mammon,
Schnöb in Sklavenfron verpachten,
Liebespaare läßt du, Mammon,
Weil die Reise weit, verschmachten.

Wenig denkt der Bergmann, Mammon,
Holt er Gold aus tiefen Schachten,
Welche Massenmorde, Mammon,
Völker schon um dich vollbrachten!

Mammon, Mammon, schnöder Mammon,
Wer dich hat, soll dich verachten!
Wer dich aber nicht hat, Mammon,
Mag dich zu erwerben trachten!

Wilhelm Dörfenbein

Der Wanderer

Schnee tollte durch die weiße Nacht.
Jetzt siegt der Tag, die Sonne lacht.
Wer wird mir nun die Wege zeigen?
Ich klage still. Die Menschen schweigen.

Ich folge einer leichten Spur.
Die führt durch Wald und Busch und Flur
Zu einem warmen Hause hin.
Gut, daß ich nur bei Menschen bin.

Ich poche an das hohe Tor.
Ich schaue an dem Haus empor —
Ich höre drinnen Menschen lachen
Und über mich sich lustig machen.

Ich folge einer andern Spur.
Die führt durch Wald und Busch und Flur
Setzt in ein schmuckes Dorf hinein.
Hier werden sicher Menschen sein.

Ich poche wohl an jedes Tor.
Ich schau an jedem Haus empor —
Ich höre ein paar Menschen fluchen:
Pack dich, hast nichts bei uns zu suchen.

Ich folge einer dritten Spur.
Die führt durch Wald und Busch und Flur
Zuletzt in eine Stadt hinein.
Hier müssen meine Menschen sein.

Ich poche an so manches Tor.
Ich schau an manchem Tor empor. —
Es lärmt. Ich kann viel Menschen sehn,
Doch keiner will mich recht verstehn. —

Schnee wirbelt noch durch manche Nacht.
Der Tag siegt doch, die Sonne lacht.
Wer wird mir meine Wege zeigen?
Ich lache, weil die Menschen schweigen.

Hans Roelli

Trost

Wozu mit Blumen meine Stirne kränzen
In jeder dunklen müden Nacht?
Die Menschen möchten Sonnenglänzen,
Das glücklich macht.

Wozu in jungen Händen Blumen tragen
Durch jede dunkle müde Nacht?
Ich höre Menschen leise fragen,
Ob wohl nie mehr der Tag erwacht?

Wozu mich schmücken? Besser darben müssen.
Ich bin doch jung, fast noch ein Kind.
Die Müden sollen meine Blumen küssen,
Weil sie am Licht erblühet sind.

Hans Roelli